

ANDREA ALLERKAMP, MATTHIAS PREUSS,
SEBASTIAN SCHÖNBECK (HG.)

Unarten

Kleist und das Gesetz der Gattung

[transcript]

Der Druck des Bandes wurde realisiert mit Mitteln des Lehrstuhls für Westeuropäische Literaturen der Europa-Universität Viadrina.

Die dem Band vorausgegangene Tagung wurde ermöglicht durch eine Förderung des Viadrina Centers B/ORDERS IN MOTION und durch die Unterstützung des Kleist-Museums in Frankfurt (Oder).

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© 2019 transcript Verlag, Bielefeld

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwertung der Texte und Bilder ist ohne Zustimmung des Verlages urheberrechtswidrig und strafbar. Das gilt auch für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und für die Verarbeitung mit elektronischen Systemen.

Umschlaggestaltung: Kordula Röckenhaus, Bielefeld

Umschlagabbildung: Gottfried Ludwig Brauer: Der tolle Hund, nach seinen charakteristischen Kennzeichen dargestellt. Nebst den nöthigsten und zweckmäßigsten Mitteln wider den tollen Hundebiß. Leipzig 1812, S. 9.

Druck: Majuskel Medienproduktion GmbH, Wetzlar

Print-ISBN 978-3-8376-3500-3

PDF-ISBN 978-3-8394-3500-7

<https://doi.org/10.14361/9783839435007>

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier mit chlorfrei gebleichtem Zellstoff.

Besuchen Sie uns im Internet: <https://www.transcript-verlag.de>

Bitte fordern Sie unser Gesamtverzeichnis und andere Broschüren an unter: info@transcript-verlag.de

Einzigartigkeit

Die Logik des Genuinen und ihre Genealogie aus der Logik

STEFAN FÄRBER

Dich verwirret, Geliebte, die tausendfältige Mischung
Dieses Blumengewühls über dem Garten umher;
Viele Namen hörst du an, und immer verdrängt
Mit barbarischem Klang einer den andern im Ohr.
Alle Gestalten sind ähnlich, und keine gleicht der andern,
und so deutet das Chor auf ein geheimes Gesetz [...].¹

GOETHE

GENRENESS

Die Wendung ‚Gesetz der Gattung‘ ist, soweit ich sehe, vor Derrida so nirgends nachweisbar.² Dennoch scheint sie das Potenzial zu einem terminologischen Eigenleben zu haben, das über Derridas konkrete theoretische Konstruktion hinaus- und vor deren zuweilen ahistorischen Sprachgestus zurückreicht; zurück in eine latenteren Sinnregion modernen Gattungsdenkens. In der kleinen Renaissance jedenfalls, die Fragen der Gattung momentan erfahren, scheint wenigstens nominell kein Weg an ihr vorbeizuführen.

-
- 1 Johann Wolfgang von Goethe: „Die Metamorphose der Pflanzen“, in: Ders.: *Poetische Werke. Berliner Ausgabe*, bearb. v. Ursula Beyer, Manfred Beyer u.a., 22 Bde., Berlin 1960-1990, Bd. I, S. 206–208, hier S. 206.
 - 2 Vgl. Karl Leonard Reinhold: *Versuch einer neuen Theorie des menschlichen Vorstellungsvermögens*, hg. v. Ernst-Otto Onnasch, Bd. 2, Hamburg 2012, S. 471. Hier, bzw. in der zweiten historischen Auflage des Jahres 1795, kommt die Wendung zwar vor, allerdings in einem sachlich unverwandten Sinn.

Was aber besagt und was sagt zu an Derridas Wendung? An dieser Stelle ist es vielleicht nur die naheliegendste aller möglichen Beobachtungen, dass ‚Gesetz der Gattung‘ noch einmal den Grundgedanken dessen zusammenzufassen vermag, was man im Nachhinein ‚Regelpoetik‘ genannt hat. Die Wendung würde dann schlicht stehen für eine Tradition, in der Gattungen als ein Ausdruck von Normen und Spielregeln, als Medien der Beurteilbarkeit einzelner Werke sowie als Schemata einer Kunstlehre vom Dichten galten. Indessen scheint mir, was ihren Evidenzwert betrifft, die Sachlage komplizierter und impliziter. Ein erstes Indiz dafür wäre, dass ‚Gesetz der Gattung‘ das Wort ‚Gattung‘ in einen abstrakten Singular versetzt und dadurch tendenziell auf eine besondere Weise zu verstehen gibt, die die scholastische Logik allgemein *suppositio materialis* nannte: ‚Gattung‘ stünde im Zusammenhang der Wendung weniger für die Summe all dessen, was jeweils als bestimmte Gattung gezählt, tradiert, kritisiert und theoretisiert worden ist, und mehr für die Rede selber von ‚Gattung‘: ihren ‚Begriff‘ und, wenn man so will, ihre ‚Logik‘.

So gesehen scheint die Wendung noch einmal einzuholen und zugleich davon zu zehren, was sich am modernen Roman stets am besten ablesen ließ, genauer gesagt an dessen Aufstieg von einer dem engeren Bereich des Poetischen im nach- aristotelischen Verstande entzogenen „Historie aus einer anderen Welt“³ zu einer diesen traditionellen Verständnishorizont selber herausfordernden ‚Über-‘ oder sogar ‚Ungattung‘. Es sind nämlich nicht so sehr diese oder jene bestimmten Gattungen, auch nicht alle Gattungen zusammengenommen, die als kritische Verhandlungsmasse letztlich das ausmachen, was seit etwa 1750 zur Debatte steht. Wonach im Zuge der vielbeschworenen Wendung von der ‚Regelpoetik‘ zur Gattungs- und Literaturtheorie erstmals gefragt wird, davon mag eher wie von einem Aggregatzustand gesprochen werden: Statt um *genres* im Besonderen scheint es in mehr oder weniger aller modernen Arbeit an den literarischen Gattungen um „*genreness*“⁴ zu gehen. Die grammatische Sperrigkeit des Ausdrucks *genreness* scheint mir dabei auf einen neuen, in seinen geschichtlichen Grundlagen allerdings ganz und gar nicht leicht zu durchschauenden Stil im Umgang mit einem alten Thema zu verweisen. So stellen sich um 1800, wenn überhaupt, erst in zweiter Linie altbekannte Fragen wie: *Gibt es* wirklich – ‚in‘, ‚unterhalb‘ oder gar noch ‚vor‘ einzelnen Dingen – Arten von Dingen? Oder: *Welche* Arten von Dingen gibt

3 Johann Christoph Gottsched: „Versuch einer Critischen Dichtkunst. Erster, allgemeiner Theil“, in: Ders.: *Ausgewählte Werke*, hg. v. Joachim Birke und Brigitte Birke, 12 Bde., Berlin, New York 1968-1987, Bd. VI.1, S. 204 [IV, § 9].

4 Michael McKeon: „Genre theory“, in: *The Theory of the Novel. A Historical Approach*, hg. v. dems., Baltimore 2000, S. 1–4, hier S. 4 (eigene Hervorhebung, SF). McKeon verwendet den Ausdruck im Hinblick auf den Roman.

es wirklich? Statt alter ontologischer Streitereien um die vorrangige Existenz von *universalia* gegenüber dem Einzelnen etablieren sich vielmehr Fragen wie: Was macht Gattungen aus, das heißt: Gattungen *als* Gattungen? Oder, etwas anachronistisch gewendet: Wenn Gattungen Objekte normativer Praktiken oder deren Emergenzeffekte sind, welche übergeordneten Kriterien wären dann wiederum anzulegen, um die Rolle, die Gattungen als solche spielen sollen, zu begründen oder zu unterlaufen?

Man denke etwa, als eine Art diskursives Vorfeld zu jenem Stilbruch im Fragen nach den Gattungen, an Linnés botanisches Kriterium der Pistillenzahl und das Buffon'sche Kriterium der Fortpflanzungsfähigkeit; oder aber, in der Poetik, an Gottscheds und Batteux' Ordnungsprinzipien der Nachahmung. Mit all dem soll weniger bestimmt und abgesteckt sein, ob oder welche Gattungen es gibt. Es soll vielmehr überhaupt erst Entscheidbarkeit herbeigeführt werden darüber, was etwas zu einer Einheit innerhalb einer gewissen generischen Ordnung machte. Ausschlaggebend für die späteren Umwälzungen dürfte daran wohl sein, dass die Setzung derartiger Kriterien sich nicht einfach wie ein *weiterer* Klassifikationsakt den jeweiligen Projekten einfügt, auf die sich diese Kriterien richten und deren heuristische Basis sie abgeben sollen. Das setzt voraus, erfordert aber nicht zwingend methodisches Bewusstsein davon, dass ‚Gattungsein‘ nicht einfach wie eine weitere Eigenschaft verstanden werden kann unter und neben denen, mittels derer dann die Zugehörigkeit von etwas zu einer *bestimmten* Gattung jeweils festgestellt werden soll. ‚Gattungsein‘ selber, so die Beobachtung, kann offenbar nicht mehr erfasst werden, legt man die Grundidee einer Norm oder Regel an, nach welcher doch beispielsweise ‚regelpoetisch‘ entschieden werden sollte, ob und wann etwas als ein Belegstück dieser oder jener bestimmten Gattung gelte. Neu und akut an der Frage nach *genreness* ist dann, dass sie einerseits global und andererseits formal zu sein scheint: global, weil nun den bisherigen Fragen und Kernkompetenzen der Poetik – etwa die Kritik der innerkanonischen Bedeutung bestimmter Gattungen – ein ganz neues Problem methodisch vorgeordnet werden muss, nämlich das der Begründung der Bedeutsamkeit von Dichtung oder Literatur *überhaupt*; formal, weil es dabei weniger schon um diese oder jene einzelne Gattung geht, sondern mehr darum, in welchem Sinn unter den Bedingungen moderner Literatur überhaupt noch von literarischen Gattungen die Rede sein kann.

Beindet man sich damit nicht bereits einen Schritt vor Derridas These einer Aporie, die konstitutiv in sämtlichen normativen Praktiken waltet, welche in Gattungen und Gattungsdiskursen manifest werden? Und weist dies nicht bereits voraus auf etwas, das sich gegenüber diesen Praktiken und Normierungen eben wie ein *Gesetz* verhält und nicht mehr wie eine *weitere* Norm oder gar Metanorm? Vielleicht. Ich möchte allerdings die Möglichkeit eines anderen Zugriffs auf das

Problem aufzeigen und dazu zunächst der Derrida'schen eine von Aristoteles⁵ stammende Beobachtung gegenüberstellen.

Wie die anderen Wörter, die später *predicabiles* genannt wurden, hat der Ausdruck *génos* nach Aristoteles die Besonderheit an sich, dass er nur von Prädikaten als solchen ausgesagt werden kann. Das heißt, das Wort *génos* lässt sich nur sinnvoll von etwas sagen, das selbst – im Sinne des grammatischen Aktivs – etwas *Aussagendes* wäre. Als ein Prädikat gedacht, kann das Wort *génos* somit nur auf etwas bezogen werden, das im Kontext von Aussagen immer als sprachlich Aussagendes auftritt. Für Aristoteles folgt daraus zugleich und umgekehrt: Das Wort *génos* bezeichnet einen Term (*hóros*), der niemals direkt von etwas Zugrundeliegendem (*hypokeímenon*) ausgesagt werden kann, also niemals davon, was ‚in‘ Aussagen ausschließlich in der Weise vorkommt, dass darin etwas *über* es ausgesagt wird. Kurz, *génos* wird nicht über etwas gesagt. Zwar kann man vom Menschen reden und damit meinen: die Gattung des Menschen. Keinen Sinn ergäbe es hingegen, umgedreht zu sagen, etwas sei eine Gattung, so wie man sagt, Bukephalus sei ein Pferd, oder Menschen seien Lebewesen. Stattdessen müsste es immer heißen: Etwas *X* (das Prädikat ‚Lebewesen‘) wird *generischer Weise* von *Y* (dem Prädikat ‚Mensch‘) ausgesagt, wobei die Variable *Y* wiederum, der Sachlage nach, für ein Prädikat im Sinne eines sprachlich Aussagenden zu stehen hat. Das Wort *génos* selbst verweist daher nicht auf eine Kategorie des Seienden (*kategoría*), sondern jeweils immer nur auf ein *kategoroumenon*⁶: ein im grammatischen Passiv zu denkendes ‚prädiertes Prädikat‘.⁷ In seiner grundlegenden Behandlung in der Aristotelischen *Topik* meint *génos* also eigentlich ein bestimmtes logisches Verhältnis, in dem in Sätzen verbundene Prädikate *qua* Aussagende – und *nur* Prädikate in diesem Sinne – zueinander stehen können. ‚Gattungsein‘, so könnte man zusammenfassen, ist für Aristoteles ein relationales und zugleich metasprachliches Prädikat.

-
- 5 Ich zitiere den griechischen Text von Aristoteles im Folgenden nach den Ausgaben der *Oxford Classical Texts*, sowie nach dem in der Literatur üblichen Verfahren.
- 6 Vgl. *Top.* I.8, 103b7–19. Die vier *predicabiles* werden hier eingeführt als eine Einteilung von Verhältnissen, in die „alles über etwas Ausgesagtes“ (*pan to peri tinos kategoroumenon*) eintreten kann. Das Partizip Präsens Passiv *kategoroumenon* richtet sich dabei auf als linguistische Instanzen des Aussagens aufgefasste Terme. Das unterscheidet die *predicabiles* von den Kategorien (*kategoríai*), die gleich darauf (*Top.* I.9, 103b20–21; vgl. *APo.* I.22, 83b16–17) „Gattungen der Prädikate“ (*gene ton kategorion*) genannt werden.
- 7 Theodor Ebert: „Gattungen der Prädikate und Gattungen des Seienden bei Aristoteles. Zum Verhältnis von *Kat.* 4 und *Top.* I.9“, in: *Archiv für Geschichte der Philosophie* 67 (1985), S. 113–138, hier S. 123.

Für den Versuch, *genreness* als spekulativen Such- und Zielbegriff für das Krisenbewusstsein um 1800 anzusetzen, ist diese zunächst abwegig scheinende Beobachtung durchaus von Nutzen. Denn sie zeugt gerade nicht von einer Schwierigkeit, sondern eher von einer geradezu lebensweltlichen Selbstverständlichkeit – was sich zumal daran zeigt, dass sich auch heute noch grammatisch umständliche Konstruktionen wie ‚Gattungsein‘ und *genreness* eben nur schwer von selbst verstehen. Dass das Wort *génos* einen metasprachlich und *nur* metasprachlich zu gebrauchenden Term bezeichnet, verrät nämlich dessen besondere Stellung (bei Aristoteles, aber nicht nur bei ihm), und diese besteht darin, ein Modell für Begrifflichkeit überhaupt zu sein. Was ein Begriff bzw. Term (*hóros*) als solcher ist und leistet, wird demnach wortwörtlich als ein Akt der Eingrenzung (*horismós*) gedacht, wobei der Begriff dann nichts anderes ist als die Benennung (*onóma*) einer in spezifischer Weise ausgesagten Essenz (*eidos*) des betreffenden Gegenstands. Wenn man unter ‚Gegenstand‘ nominell das versteht, von dem ein Begriff Begriff ist, so besagt die diesem Begreifensmodell entsprechende Grundvorstellung von Gegenständigkeit: Ein Gegenstand, das meint ein Substrat gegenüber einer Reihe von Eigenschaften, wobei einige dieser Eigenschaften den Gegenstand ausmachen in dem, was er ist, sprich: in dem, was ihn eben zum Substrat macht *gegenüber* all seinen Eigenschaften. Sich als ein Gegenstand auszuzeichnen, das heißt: der Grund dessen zu sein, dass viele Eigenschaften als Eigenschaften von Einem begreifbar sind, ist für Aristoteles gleichbedeutend damit, etwas absolut Umgrenztes (*horistón*) zu sein.

Meine Hypothese ist, dass dieses Modell vom Begriff als Gattungsbegriff um 1800 in seinen Leistungsgrenzen explizit und damit fraglich zugleich wird. Es tritt sozusagen – und zwar in einer ganz bestimmten historischen Gestalt – aus dem Schatten lebensweltlicher Selbstverständlichkeit und verliert seinen bis dato unangetasteten Status, Grundbaustein einer dem menschlichen Denken eingebauten natürlichen Logik⁸ zu sein. Doch passiert das nicht etwa in erster Linie vor der Folie eines sich als prekär erweisenden metaphysischen ‚Essenzialismus‘ mitsamt einem ihm entsprechenden ‚starren‘ Gattungsdenken. Entscheidend ist eher, meine ich, das Zusammenspiel sowohl als die latente Auseinandersetzung mit einem *anderen*, neueren Modell von Begreifen, welches man das *nomologische Modell* nennen könnte. Dieses Modell besagt im Kern: Die Einheit eines Begriffs steht für die Einheitlichkeit einer Erklärung des Gegenstandes aus einem ihn übersteigenden Zusammenhang. Im Zentrum des nomologischen Modells steht damit die Idee einer Art ‚indirekter Objektivität‘ des jeweils zu Begreifenden, welche

8 Vgl. die im vorliegenden Zeitraum einflussreiche Konzeption des Verhältnisses von *logica naturalis* und *logica artificialis* bei Christian Wolff: *Philosophia rationalis sive logica*, hg. v. Charles A. Corr, Hildesheim 1983, S. 109ff. [§§ 6–12].

erst mit dessen Zuordnung *zu* und *in* einen gesetzmäßigen Strukturzusammenhang gegeben wäre. Nach diesem Modell heißt Begreifen nicht etwa angemessenes Bezeichnen von Essenzen als ‚erster‘ Bestimmungen der jeweiligen Sache, sondern es geht – modallogisch vorgedacht – um ein Erfassen des Möglichseins des Gegenstands, wobei dieses Möglichsein sich wiederum – holistisch zu Ende gedacht – aus der Stellung des Gegenstands zu anderem, womöglich zu *allem* anderen, ergeben soll.⁹

Erst beide Begreifensmodelle, ihr offenes Zusammen-, vor allem aber ihr latentes Widerspiel, provozieren um 1800 jene Probleme, in deren Gegenwart Kleist unter der Derrida’schen Formel vom ‚Gesetz der Gattung‘ gestellt werden kann. Sie zusammen wie auch gegeneinander wären es, meinem Vorschlag nach, die die Reformen und Revolutionen in der Gattungspoetik und der Naturgeschichte untergründig aber maßgeblich mit provozieren und dabei zugleich auch den entsprechenden Bearbeitungsspielraum vorgeben. Auf einem im weitesten Sinne logikgeschichtlichen Umweg über beide Modelle versucht nun mein Beitrag, eine Art genealogische Perspektive im Sinne Foucaults zu eröffnen und zu fragen: Was sind die historischen Beweggründe dafür, dass eine solche Frage – die Frage nach *genreness* – nicht nur dringlich und epochemachend, sondern vielmehr *möglich* und *sinnvoll* erscheinen konnte? Gefragt wird also, wenn man so will, nach den Bedingungen der Positivität¹⁰ der Fraglichkeit von *genreness* um 1800. Auch wenn eine eigentliche Antwort darauf – eine echte historische Rekonstruktion – hier nicht zu leisten ist, so soll doch ein Grundgerüst einiger elementarer begrifflicher Unterscheidungen geliefert werden.

ESSENZ – NATUR

Zum dialektischen Zubehör im Nachvollzug der Gattungsproblematik um 1800 zählt für gewöhnlich und immer wieder die folgende Annahme: In Aristoteles’

9 Die Konstruktion ist angelehnt an den von Cassirer herausgestellten Unterschied zwischen einer alten ‚Substanz-‘ oder ‚Gattungs-‘ und einer neueren ‚Funktions-‘ oder ‚Gesetzes-‘Konzeption von Begrifflichkeit (vgl. Ernst Cassirer: „Substanzbegriff und Funktionsbegriff“, in: Ders.: *Werke*, hg. v. Birgit Recki, Bd. 6, Hamburg 2001, hier S. 1–26). Aus hier nicht verhandelbaren Gründen teile ich allerdings weder Cassirers Darstellung der systematischen und historischen Details, noch bin ich der Ansicht, dass der historische Ablösungsprozess zwischen den beiden Konzeptionen einseitig als eine Art Fortschrittsgeschehen zu verstehen ist.

10 Vgl. Michel Foucault: *Was ist Kritik?*, Berlin 1992.

Analyse sei das *ti ēn einai*, das Wesenswas, als das verstanden worden, was einer Sache *absolut notwendig* und das heißt: was ihr *unveränderlich* zukäme.¹¹ Wollte man angeben, was etwas in seinem Wesen (*ousia*) sei, so müsste man unter allen seinen Eigenschaften nach jenen suchen, die es haben *muss*, und zwar *jederzeit* und *in jedem Fall* haben muss, soll es nicht aufhören, es selbst zu sein. Einen Gegenstand *X* in die definitorischen Grenzen seines Begriffs einzuschließen, hieße demnach anzugeben, was etwas Beliebigen *Y* in jedem einzelnen Fall mit *X* gemein haben müsste, um etwas von der Art von *X* zu sein.

Es ist kein großer philologischer Aufwand vonnöten um zu erkennen, dass dieses Verständnis von Aristoteles' Konzept der Essenz spezifisch neuzeitliche Vorzeichen hat, und dass es erst unter diesen Vorzeichen als doktrinärer Kern diverser ‚Essenzialismen‘ Polemik auf sich ziehen konnte: Was um 1800 mit der Gattungsproblematik steht und dann fällt, das ist die Grundidee der zeitlichen bis überzeitlichen *Konstanz* der Arten; und es ist die operationale Logik eines aufgrund von extrinsischen Ähnlichkeiten und Unähnlichkeiten verfahrenen *Unterscheidens*, das diese Dinge in Ordnungen von Begriffen auf ihr invariant Gemeinsames bringen wollte.¹² So einleuchtend und fundiert das Narrativ auch sein mag: Mit seiner neuzeitlichen Formatierung verstellt es meiner Ansicht nach die historisch verdeckten Beweggründe, um die es mir hier geht. Ich werde und kann hier nur einen simplen Punkt gegen dieses Narrativ anbringen, der für mein Thema unmittelbar von Belang ist.

Im vierten Abschnitt des siebten Buchs der *Metaphysik* schickt Aristoteles seiner Diskussion des Wesenswas (*to ti ēn einai*) eine, wie er wörtlich sagt, Bemerkung ‚logischer‘ Art voran:

-
- 11 Vgl. etwa die philosophischen Gründungserzählungen der modernen biologischen Systematik, z. B. bei David L. Hull: „The effect of essentialism on taxonomy: 2000 years of stasis“, in: *British Journal for the Philosophy of Science* 15 (1965), S. 314–326, hier S. 317f. Vgl. weiterhin, auf poetologischem Feld, die Bekräftigung bei Hans Blumenberg: „Nachahmung der Natur“. Zur Vorgeschichte der Idee des schöpferischen Menschen“, in: Ders.: *Ästhetische und metaphorologische Schriften*, hg. v. Anselm Haverkamp, Frankfurt a. M. 2001, S. 9–46, hier S. 26, was es laut Aristoteles für die Dichtung als *téchnē* nachzuahmen gäbe an Natur (vgl. *Phys.* II.8, 199a15–17; *Poet.* I, 1447a13–16), bliebe letztlich immer fundiert in einem „unverrückbaren eidetischen Bestand“.
- 12 Beide Motive sind prominent und einflussreich in Michel Foucaults archäologischer Rekonstruktion der naturgeschichtlichen Episteme im 18. Jahrhundert in *Die Ordnung der Dinge*, Frankfurt a. M. 1974, S. 165–210, insbes. S. 187, 189f., 197f., 201.

[Z]uerst wollen wir etwas über dasselbe [das Wesenswas] in logischer Hinsicht [*logikōs*] sagen, nämlich dass das Wesenswas eines jeden einzelnen (Dings) [*hékastou*] das ist, was (von diesem) aufgrund von sich selbst gesagt wird [*ho legetai kath' hauto*].¹³

Die Grammatik des Satzes eröffnet mindestens zwei grundlegende Deutungsrichtungen. Entweder man sagt das Wesenswas irgendeines einzelnen Dings *X* aus, wenn man sagt, *was X aufgrund von sich selbst, was es an sich, ist*. Oder das Wesenswas wäre vielmehr dasjenige, was, wenn etwas darüber gesagt wird, was *X* ist, *von X aufgrund von sich selbst gesagt wird, oder vielmehr gesagt werden kann*. Gemessen daran, was sich aus ihnen an metaphysischen Folgen ergibt, divergieren beide Interpretationsrichtungen erheblich.

Die erste Deutung bestätigt das in der Neuzeit rezeptionsgeschichtlich dominierende Bild von der Aristotelischen Essenz als Inbegriff metaphysisch absolut notwendiger, das heißt: völlig invarianter Eigenschaften einer Sache. Denn was etwas ‚aufgrund von sich selbst‘ oder ‚von sich her‘ (*kath' hauto*) ist, kann sich anscheinend nur daraus erschließen, was es mit Rücksicht darauf, es selbst zu bleiben, sein *muss*, anders gesagt daraus, was es, allen denkbaren möglichen kontrafaktischen Umständen zum Trotz, sein *würde*. Man erklärte also, verkürzt gesagt, das Essenzielle durch das Notwendige und das Notwendige durch das Ausnahmslose oder Invariante. Die andere Deutung der genannten Stelle hingegen fiel sehr viel weniger extravagant aus: Der das *ti ēn einai* bezeichnende, definitorische Term wäre hier lediglich dasjenige, von dem – wiederum in einem dezidiert metasprachlichen Register – *gesagt werden kann, dass er aufgrund der betreffenden Sache selbst von dieser gesagt wird*. Die ‚Definition‘ (*horismós logós*) eines Gegenstandes zu geben, bestünde damit schlicht und einfach in einer nominal alternativen Angabe dessen, *wovon (ti) die Rede gewesen (ēn) ist*.¹⁴

Genauso basal und nüchtern wie das klingt – nimmt man die moderne Emphase gegen diverse ‚Essenzialismen‘ als Maßstab –, genauso elementar und weitreichend dürfte die diskursive Tragweite sein. Es ist hier nicht ohne Ironie, dass wir es ausgerechnet einem spitzfindigen analytischen Metaphysiker und Logiker wie Kit Fine verdanken, uns in dieser Sache eine Lektion in Abstraktion von Aristotelischem Format erteilt zu haben. Nicht nur ist das alte, vermeintlich überkommene Konzept von Essenz laut Fine logisch unabhängig von allen modalen Fragen nach Notwendigkeiten und ihren Gegenteilen, an denen den Modernen so viel

13 *Met.* VII.4, 1029b13–14 (eigene Übersetzung und Ergänzungen, SF).

14 Vgl. *APo.* II.10, 93b29–31. Ähnliche Deutungen finden sich bei Pirmin Stekeler-Weithofer: *Grundprobleme der Logik. Elemente einer Kritik der formalen Vernunft*, Berlin, New York 1986, S. 70f. und L. M. de Rijk, *Aristotle. Semantics and Ontology*, Vol. 1, Leiden, Boston, Köln 2002, S. 477f.

gelegen gewesen ist; es ist ihnen auch gewissermaßen logisch vorgeordnet: „[A] necessary truth is not necessary *simpliciter*. For it is true in virtue of the identity of the objects in question; the necessity has its source in those objects which are the subject of the underlying essentialist claim.“¹⁵ Mit Blick auf Aristoteles' ‚logische‘ Vorbemerkung zeigte sich dann, dass die Konzeption des *ti ên einai* eine Art minimalen formalen Kern aufweist, dem gemäß das Essenzielle einer Sache zu begreifen gerade nicht heißen kann, metaphysische Notwendigkeiten, im Sinne eines ihr immer und unter allen Umständen Zukommenden, zu erfassen. Das Konzept des *ti ên einai* wird hier vielmehr ausgerichtet an einem Begriff der Sache selbst als eines Grundes aller Unterscheidbarkeiten dahingehend, was ihr notwendig und was ihr nur zufällig zukommt.

Das jedenfalls würde erklären, warum es bei Aristoteles mit der Rede vom *ti ên einai* immer darum zu gehen scheint, was die für eine Erklärung der zu begreifenden Sache *relevante*, sachlich *privilegierte* Bestimmung ist, und bestenfalls *danach* darum, inwiefern die Bestimmung von der Sache notwendig oder ohne Ausnahme gilt. Nicht etwa, weil es sich im Allgemeinen so verhielte, dass jeder einzelne Mensch *zôon logikon* war, ist und sein wird, heißt Mensch zu sein, ein *zôon logikon* sein. Ob etwas für eine fragliche Sache *X* wesentlich ist oder nicht, ergibt sich nicht daraus, wie ‚verbreitet‘ es in Bezug auf *X* ist im Vergleich zu anderem. Was einer Sache in jedem möglichen Fall zukommt, das muss noch lange nicht das sein, aufgrund dessen sie sich als sie selbst (*kath' hautô*) ansprechen lässt.

Man kann noch einen Schritt weiter gehen und sagen, dass der bei Aristoteles für sich unbestimmte Begriff des ‚Allgemeinen‘ (*kathôlou*¹⁶) – welches zu sagen (*lêgein*) Aristoteles bekanntlich auch der Dichtung im Unterschied zur Historie zugetraut hat¹⁷ – in *zwei* grundverschiedene Sinnrichtungen weist.¹⁸ Von Allgemeinheit kann man nämlich einmal sprechen, wo etwas einer Sache unter allen Umständen, unter allen Hinsichten oder in allen Fällen (*kata pantos*) zugesprochen werden kann. Das wäre dann das entfernte Vorbild für den neuzeitlich gewandelten Essenzbegriff. Man könnte hier von einem distributiven Sinn von Allgemeinheit oder auch von Generalität sprechen. Andererseits kann allgemein aber auch das heißen, als was eine Sache in Gänze (*kath' hólou*) angesprochen werden

15 Kit Fine: „Essence and modality“, in: *Philosophical Perspectives* 8 (1994), S. 1–16, hier S. 8f.

16 Das altgriechische *kathôlou* ist eine Substantivierung des komplexen adverbialen Ausdrucks *katà hólou*, was wörtlich in etwa ‚vom Ganzen‘ oder auch ‚durch das Ganze‘ bedeutet.

17 Vgl. *Poet.* 9, 1451b6–8.

18 Vgl. zu der folgenden Unterscheidung *APo.* I.4, 73a21–74a3 und *Met.* V.26, 1023b26–32.

kann, das heißt angesprochen mit Blick auf ihre sachliche Einheit oder auf das Ganze dessen hin, was ihr überhaupt zugesprochen werden kann. ‚Allgemein‘ meint dann nicht einfach etwas, was eine gewisse Eigenschaft in Bezug auf die jeweilige Sache sein kann. ‚Allgemein‘ müsste vielmehr das genannt werden, was hinsichtlich aller möglichen Eigenschaften eines Gegenstandes den Grundbegriff dafür abgibt, dass man diese Eigenschaften in für ihn mehr und in für ihn weniger relevante unterscheiden kann. Das wäre dann eine Art integraler Sinn von Allgemeinheit, für den man das Wort ‚Universalität‘ reservieren könnte. Es gibt Anzeichen dafür, dass es in erster Linie dieser zweite Sinn von Allgemeinheit gewesen ist, der bei Aristoteles der metaphysischen Einheit von Substanzen entspricht.¹⁹

Nun ist, wie sich gleich zeigen wird, das im Sinn von Universalität beschlossene Verständnis von Essenz gerade *nicht* das, unter dem die Frage nach einem Aggregatzustand von *genreness* entwickelt und ausgetragen worden ist – und *dass* es so ist, gehört mit in die hier zu entwerfende Perspektive. Baumgarten etwa wiederholt in seiner *Metaphysica* die spätestens bei Leibniz²⁰ zu findende, aber schon dort historisch voraussetzungsreiche Umdeutung von *essentia* zu einer in erster Linie modallogisch formatierten Begrifflichkeit. Essenz, das ist jetzt einerseits, was die ‚innere Möglichkeit‘ (*possibilitas interna*) von einem Ding (*ens*) ausmacht. Andererseits ist sie gleichbedeutend mit dem an einem Ding absolut Notwendigen, insofern es sich um eine bestimmte Art von Ding handelt.²¹ Diesen beiden modalen Aspekten von Essenz entspricht in Baumgartens Definitionensystem jeweils eine gewisse Begrenzung dahingehend, was generell zu denken möglich ist: Die Essenz eines Dings zu begreifen heißt nichts anderes, als dasjenige zu denken, ohne das es im Allgemeinen *nicht* gedacht werden kann und ohne das es *nichts* (*nihil negativum*), also ein Gegenstand zu einem in sich widersprüchlichen

19 Vgl. *APo.* I.4, 73a34–73b5. Brigitte Kapp: *Die Poetik des Aristoteles in der Dichtungstheorie des Cinquecento*, Berlin, New York 2006, S. 20f., 38f., 76 hat den Unterschied ansatzweise in ihrer Untersuchung zur Rezeption der *Poetik* in der italienischen Renaissance ausgemacht, welche das von Aristoteles der dichterischen Sprache zugeordnete Allgemeine ausgehend von Horaz’ Wendung *exemplar vitae et morum* gelesen hat. Anders als Kapp möchte ich hier allerdings nicht auf eine Rezeptionsverfallsgeschichte hinaus.

20 Vgl. Gottfried Wilhelm Leibniz: „Nouveaux Essais sur l’entendement humain“, in: Ders.: *Die philosophischen Schriften*, hg. v. C.I. Gerhardt, Bd. 5, Hildesheim 1978, S. 39–509, hier S. 272; Wolff: *Logica* (wie Anm. 8), S. 191 [§ 155] und Ders.: *Philosophia prima sive ontologia*, hg. v. Jean École, Hildesheim 1962, S. 65 [§ 85], 120 [§ 143].

21 Vgl. Alexander Gottlieb Baumgarten: *Metaphysica/Metaphysik. Historisch-kritische Ausgabe*, hg. v. Günter Gawlick und Lothar Kreimendahl, Stuttgart 2009, S. 68f. [§ 40], 92f. [§ 106].

Begriff, wäre.²² Und dass die essenziellen Bestimmungen eines Dings absolut notwendig sind, bedeutet, dass sie im Allgemeinen dem Ding gedanklich *unveränderlich* (*immutabile*) zukommen und *untrennbar* mit ihm verbunden sind.²³ Baumgartens Begriff der Essenz setzt insofern den Begriff eines Begreifens voraus, welches auf der Grundlage von Generalitäten operiert.

Nun ist die *Metaphysica* zugleich auch eine der Stellen, an denen sich abzeichnet, wie gerade dieses neuzeitliche Begreifensmodell an die Grenzen seiner formalen Befragbarkeit stößt. Ablesen lässt sich das ausschnitthaft an dem neuartigen systematischen *double bind*, das dort der Begriff der Essenz mit einem Begriff jüngerer Provenienz eingeht, nämlich dem Begriff der Natur (*natura*) eines Dings.²⁴ Im Verhältnis dieser beiden Begriffe, könnte man sagen, spielt sich nichts Geringeres ab als die Ablösung des einen Begreifensmodells – des generischen Modells in seiner neuzeitlichen Gestalt – durch das andere – das nomologische Modell. Ein erstes Indiz dafür wäre, wie sich der Begriff der *natura* verglichen mit dem der *essentia* systematisch zum Register der Modalitäten verortet. Anders als ‚Essenz‘ meint nämlich das Wort ‚Natur‘ schon Wolff zufolge nicht bloß den dem Satz vom Widerspruch unterliegenden Inbegriff zur ‚inneren Möglichkeit‘ eines Dings und damit dessen, was ihm absolut – losgelöst von anderem – notwendig zukommt, sondern den formal darüber hinausgehenden Inbegriff seiner Wirklichkeit (*actualitas*). Und das eine, so betont Wolff gelegentlich, aber bestimmt, kann sich nicht aus dem anderen – die Natur eines Dings nicht ohne Weiteres aus seiner Essenz – ergeben. So sei es zwar etwa eine essenzielle Bestimmung von Körpern als solchen, ausgedehnt zu sein. Schließlich ließe sich ganz generell nichts als Körper denken, ohne dass es nicht zugleich auch als ausgedehnt gedacht werden müsste. Im Gegensatz dazu ließe sich aber nicht eine einzige, auch nur mögliche Bewegung von Körpern so denken, dass sie aus deren wesentlicher Eigenschaft, ausgedehnt zu sein, folgte. Da sie sich nicht aus der Essenz von Körpern ergibt, kann keine mögliche Bewegung von irgendetwas, was Körper ist, absolut notwendig für es als Körper sein, wie es die Bestimmung des Ausgedehntseins ist.²⁵

22 Vgl. Wolff: *Ontologia* (wie Anm. 20), S. 227 [§ 279], 62 [§ 79]; Baumgarten: *Metaphysica* (wie Anm. 21), S. 56f. [§ 7].

23 Vgl. Wolff: *Ontologia* (wie Anm. 20), S. 235f. [§ 292f.], 239ff. [§§ 299–303]; Baumgarten: *Metaphysica* (wie Anm. 21), S. 100ff. [§§ 130–132]; Georg Friedrich Meier: *Metaphysik. Erster Theil*, Hildesheim 2007, S. 188f. [§ 109], 192 [§ 112].

24 Vgl. Baumgarten: *Metaphysica* (wie Anm. 21), S. 68f. [§ 40], 18f.

25 Vgl. Christian Wolff: *Vernünfftige Gedancken von Gott, der Welt und der Seele des Menschen, auch allen Dingen überhaupt. Anderer Theil, bestehend in ausführlichen Anmerkungen*, hg. v. Charles A. Corr, Hildesheim 1983, S. 264 [§ 181], 351f. [§ 222].

Damit ist der systematische Einsatzpunkt des Begriffs der *natura* markiert. Dieser Begriff hat nämlich nun dafür aufzukommen, dass es prinzipiell *mehr* zu erfassen gibt und *mehr* bestimmt ist an Dingen als der Komplex ihrer nicht-relationalen, essenziellen Bestimmungen. Alles, was an einem Ding über seine Essenz hinaus seine Natur ausmacht, ist daher geradezu *ex negativo* dadurch definiert, dass es sich *nicht* notwendig aus diesen essenziellen Bestimmungen ergeben kann. Baumgarten drückt diesen Gedanken aus, indem er auf eine von den Aristotelischen *predicabiles* inspirierte Terminologie (*accidens/symbebēkós*) zurückgreift.

Die NATUR eines Dinges ist der Inbegriff [*complexus*] von denjenigen seiner inneren Bestimmungen, welche die Prinzipien [...] der ihm inhärierenden Akzidenzien sind. Folglich zählen zur Natur eines Dinges 1) seine wesentlichen Bestimmungen [*essentialia*], 2) sein Wesen [*essentia*], 3) seine Vermögen, 4) seine Empfänglichkeiten [*receptivitates*], und 5) alle Kräfte, mit denen es ausgestattet ist.²⁶

Die ‚Natur‘ eines Dings zu bestimmen hieße also nach Baumgarten nicht nur, den Grundbegriff seiner wesentlichen, seine innere Möglichkeit erschließenden Bestimmungen anzugeben, sondern vielmehr den Grund seiner akzidenziellen, ihm *im Verhältnis zur Gesamtheit aller anderen Dinge einer Welt* zukommenden Bestimmungen. Erst im formalontologischen Begriff der *natura* eines Dings kommt damit das im strengen Sinne rationalistische Ideal zum Ausdruck, dem dann bei Baumgarten die Ästhetik folgenreich eine Grundlage im Sinnlichen zu geben ausgezogen ist, nämlich: Es könne eine Weise geben, Gegenstände *in ihrer gänzlichen Partikularität*, das heißt: *nach der Form ihres gegenseitigen Zusammenhängens im Ganzen einer wirklichen Welt* zu erfassen.²⁷ Im Kriterium der ‚Naturalität‘ ist also der Grundbegriff der Wirklichkeit eines *ens* formal fixiert, das heißt der Grundbegriff eines *ens* mitsamt denjenigen Bestimmungen, die es – abgesehen davon, was seine bloße innere Möglichkeit ausmacht – haben kann, genauso wie es sie auch nicht haben kann.

Angesichts solch eines Gedankens offenbart nun das generische Begriffsmodell neuzeitlicher Art, welches in Baumgartens Essenzbegriff vorausgesetzt ist, wie von selbst die Grenzen seiner formalen Befragbarkeit. Nach einer Logik der kontrafaktischen Isolierung und Eingrenzung invarianter, generell nicht wegzu denkender Eigenschaften lassen sich Naturen, wenn sie Grundbegriffe der auf Essenzen irreduziblen Partikularität von Dingen sein sollen, jedenfalls kaum mehr denken. Es ist im Gegenzug das nomologische Begreifensmodell, das hier seinen

26 Baumgarten: *Metaphysica* (wie Anm. 21), S. 230f. [§ 430].

27 Vgl. Alexander Gottlieb Baumgarten: *Ästhetik*, hg. v. Dagmar Mirbach, Bd. 1, Hamburg 2007, S. 418ff. [§ 441].

prädestinierten Einsatzpunkt finden soll. Denn statt zu abstrahieren und deskriptiv aufzubereiten, was an ihm invariant wäre, geht es hier darum, den Gegenstand in seiner Partikularität *aus* einem Zusammenhang heraus zu begreifen, welcher sich ihm gegenüber als das Ganze *einer* Welt oder *einer* Natur verstehen ließe. „Natürlich“, fasst später Kant, der wohl gründlichste zeitgenössische Leser der *Metaphysica*, zusammen, „heißt was nach Gesetzen einer gewissen Ordnung, welche es auch sei, [...] nothwendig folgt“²⁸; und Gesetze wären genau „Principien der Nothwendigkeit dessen, was zum *Dasein*“, nicht bloß zur inneren Möglichkeit, „eines Dinges gehört“²⁹. Anders gesagt, erst im Modus nomologisch gedachter Allgemeinheit wäre es möglich, etwas als ein Element innerhalb eines Kohärenz-zusammenhangs von Partikularem – eines Wirklichkeitszusammenhangs – zu begreifen.³⁰

Betrachtet man sie rückblickend von den Entwicklungen um 1800, erscheint Baumgartens Differenzierung zwischen *essentia* und *natura*, die er begrifflich schärfer als Wolff trifft, als Aspekt einer weitreichenderen Begriffsumstellung. So hatte etwa Gottsched noch kurz zuvor unter ‚Naturgesetz‘ eine unveränderliche, für das menschliche Handeln allgemein verbindliche Regel verstanden.³¹ Das erlaubte ihm auch, in seinem *Versuch einer Critischen Dichtkunst* von der „unveränderlichen Natur der Dinge“ zu sprechen, welche dann, vermittelt durch das Nachahmungsprinzip, „Grund“ aller Regeln von Dichtung wäre.³² Ist aber der Unterschied zwischen dem Essenziellen als dem absolut Notwendigen für das bloß in sich Mögliche und dem Natürlichen als dem strukturell Notwendigen für das kontingent Wirkliche einmal gemacht, wird es bei der Rede von ‚Natur‘ auf das alles nicht mehr ankommen. ‚Natur‘ und ‚Gesetz‘ können dann zu Vokabeln innerhalb einer Logik werden, die auftritt als eine Logik *im Unterschied* zur Logik von Gattungen als Generalitäten.

28 Immanuel Kant: „Das Ende aller Dinge“, in: Ders.: *Gesammelte Schriften*, hg. v. der Preußischen [später: Deutschen] Akademie der Wissenschaften, Bd. 8, Berlin 1900ff., S. 325–339, hier S. 333.

29 Immanuel Kant: „Metaphysische Anfangsgründe der Naturwissenschaft“, in: Ders.: *Gesammelte Schriften* (wie Anm. 28), Bd. 4, S. 467–565, hier S. 469 (eigene Hervorhebung, SF).

30 Vgl. dazu Cassirer: „Substanzbegriff“ (wie Anm. 9), S. 19.

31 Johann Christoph Gottsched: „Erste Gründe der gesamten Weltweisheit. Zweiter, praktischer Theil“, in: Ders.: *Ausgewählte Werke* (wie Anm. 3), Bd. V.2, S. 88 [§§ 32–33].

32 Gottsched: „Versuch“ (wie Anm. 3), S. 174 [III, § 8].

LOGIK DES GENUINEN

Ich springe damit direkt zum titelgebenden Gegenstand meines Beitrags, der logischen Figur von Einzigartigkeit. Einen dankbar ausführlichen und zugleich literarischen Auftritt erhält die Figur des Einzigartigen im 1755 veröffentlichten fünften Band von Buffons *Histoire naturelle*, im Kapitel zu den Wild- und Hausschweinen. Dort heißt es:

Diese Tiere sind singularär [*singuliers*]; ihre Art ist sozusagen einzig [*l'espèce en est, pour ainsi dire, unique*]; sie ist isoliert [*isolée*], sie scheint alleinstehender [*plus solitairement*] zu existieren als jede andere; sie ist nicht irgendeiner anderen Art benachbart, die man als ihr vorgeordnet oder als ihr nachhängend erachten [*regarder comme principale ni comme accessoire*] könnte [...]; sie hat an mehreren Arten teil [*participe*], und dennoch unterscheidet sie sich auf essenzielle Weise von allen [*diffère essentiellement de toutes*].³³

Mein Verdacht ist, dass Buffon hier mehr präsentiert als er will, das heißt: mehr als nur ein Beispiel, das die methodischen Vorgaben der taxonomischen Systematik der Linnéaner durchkreuzt, indem es uns mit dem scheinbar paradoxen Fall einer Zugehörigkeit und Nichtzugehörigkeit von etwas zu mehreren Arten zugleich konfrontiert. Zwei Beobachtungen dazu.

Erstens wäre es wohl vorschnell zu sagen, die Haus- und Wildschweine würden in der ihnen zugeschriebenen Einzigartigkeit als prädestiniertes Belegstück jenes Nominalisten angeführt, für den man Buffon des Öfteren gehalten hat.³⁴ Einzigartigkeit, das meint in der obigen Textstelle weniger etwas, das im Vergleich zu den im *Premier discours* gegenüber dem Reichtum der Naturformen kritisierten Abstraktionen des menschlichen Verstandes³⁵ eine ebenso abstrakt bleibende Eigenständigkeit reklamiert, etwa indem es mit der Diesheit seiner individuellen Existenz, einem weder teilbaren noch austauschbaren Dasein, konfrontiert. Was Buffon Einzigkeit der Art nach nennt, führte daher gerade nicht einfach direkt auf jenes ontologische Niveau der konkreten einzelnen Lebewesen und deren Fortleben zurück, auf welchem er seinen eigenen Speziesbegriff ansetzt.³⁶ Das liegt daran, dass man ausgehend von diesem Begriff über *jede* Spezies sagen kann, sie

33 Georges-Louis Leclerc de Buffon: *Histoire naturelle, générale et particulière*, hg. v. Stéphane Schmitt, Paris 2007ff., Bd. V, S. 165 (eigene Übersetzung).

34 Vgl. dazu Philip R. Sloan: „The Buffon–Linnaeus Controversy“, in: *Isis* 67/3 (1976), S. 356–375.

35 Vgl. Buffon: *Histoire naturelle* (wie Anm. 33), Bd. I, S. 149.

36 Vgl. Buffon: *Histoire naturelle* (wie Anm. 33), Bd. IV, S. 416.

habe ein konkretes Dasein; weswegen Buffon hinzusetzen muss, die Spezies der Haus- und Wildschweine existiere nicht einfach nur, sondern tue es *plus solitairement*. Andererseits müsste etwas für den Fall, Einzigartigkeit markiere nichts weiter als konkrete Existenz von Individuen, weder an anderen Arten teilhaben, noch müsste es sich, wie Buffon betont, zuallererst von allen anderen unterscheiden.

Zweitens und entscheidender: Was Buffon mit Einzigkeit der Art nach meint, das verweist nicht zurück auf die Einheit einer Aristotelischen Substanz. Wäre dem so, dann müsste etwas, um einzig in seiner Art zu sein, sich nämlich nicht, wie Buffon sagt, ‚essenzieller Weise‘ von allen anderen Arten unterscheiden. Für einen nach dem Aristotelischen Modell definierten Gegenstand ist es in gewisser Weise basal, besser gesagt aber sogar *essentialiter* unerheblich, dass er seiner Art nach von allen anderen Arten von Gegenständen unterschieden sein soll. Denn nichts anderes sagt und fordert Aristoteles’ strenger Sinn von Universalität, der immer das meint, was von einem Gegenstand in Gänze – gleichsam in seinem Namen und nur in seinem Namen – gesagt werden kann. Man ginge also aus vom Gegenstand als einem Grund von Zuschreibbarkeiten und fragte nach einer Eigenschaft, die gänzlich auf ihn selbst zurückzuführen wäre. Und wenn ein Attribut *kath’ hólou* ausgesagt werden kann, wird es laut Aristoteles umkehrbar mit dem das Zugrundeliegende bezeichnenden Term sein.³⁷ *Der Mensch ist das zóon logikon* und *Das zóon logikon ist der Mensch*: Wie für den Fall, hier ein zweiseitiges Verhältnis des Identischseins von etwas mit sich selbst herauslesen zu wollen, so wäre die zusätzliche Feststellung, diese Zuordnung von Termen sei ‚einmalig‘, für Aristoteles trivial, genau genommen aber ein Kategorienfehler (*metábasis eis állo génos*) zweiter Stufe. Denn die ‚Einmaligkeit‘ und damit die Unterschiedenheit von allem anderen ergibt sich hier im wahrsten Sinne des Wortes wie von selbst; sie ist nur logisch abkünftig von der primitiven Einheit ein und derselben Substanz.

Was also, wenn nicht das, meint Buffon mit der Einzigartigkeit der Haus- und Wildschweine? In einem scharfsinnigen Kommentar zur vorliegenden Textstelle, dem ich hier im Groben folgen will, hat Georges Canguilhem die logischen Kernmomente der Konstruktion benannt.

Das Singuläre oder Einzigartige [*Le singulier*] ist das Konzept von einem Wesen ohne Begriff [*le concept d’un être sans concept*], welches sich selbst jede andere Zuordnung versagt, außer die zu ihm selbst [...]. Das setzt voraus, den Term implizit auf alle möglichen Attribute

37 Vgl. *Top.* I.8, 103b7–9. ‚Umkehrbar‘ übersetzt das von Aristoteles verwendete Verb *antikatēgorēō*.

zu beziehen, da es ansonsten unmöglich wäre, das Scheitern jeder Bezugnahme [*référence*] auf etwas anderes als auf sich selbst festzustellen.³⁸

Buffons Vorstellung von Einzigartigkeit setzt laut Canguilhem eine ‚implizite‘ Bezugnahme auf alle möglichen Attribute auf einmal voraus. Es kann etwas nur dann einzig in seiner Art sein und somit als solches begriffen werden, wenn sich auf sein Bestehen schließen lässt im Vorgriff auf alle nur denkbaren Bestimmungen auf einmal, die das *plenum* von Möglichkeiten, das die *scala naturae* ist, bereithält. Was einzig in seiner Art ist, hat an anderen Arten Teil, nicht weil es ein bestimmtes Merkmal mit dieser Art, ein anderes Merkmal aber mit jener Art gemein haben würde. Einzigartigkeit besagt vielmehr, ein diskretes Element in einer Gemeinschaft von Dingen zu sein, deren spezifische Eigenschaften, aristotelisch gesprochen, insgesamt zueinander extrinsisch akzidenzielle Eigenschaften wären – kurz: eine Gemeinschaft von Partikularitäten. Nur in diesem besonderen Sinne wäre dann das, was einzig in seiner Art ist, verschieden von allen Arten: Was es ist und was es in seiner Art einzig macht, bezieht es allererst aus einem ihn übersteigenden Zusammenhang, von dem aus sich erst seine partikulare Stelle in einem nicht mehr in erster Linie generisch geordneten, sondern vielmehr in sich stimmigen Ganzen ergibt.

Einzigartig zu sein heißt demnach nicht, sich zu unterscheiden von jeder möglichen Art im Einzelnen. Denn nicht um besondere Merkmale geht es, die etwas als Einziges verglichen mit allem anderen aufwiese, oder aber die zusammen nichts anderes aufwiese. Andernfalls würde nämlich, so deutet Canguilhem weiter an, das Einzigartige sich in nichts von dem unterscheiden, was man das ‚Außergewöhnliche‘ (*l'extraordinaire*) nennen könnte.³⁹ Außergewöhnlich oder außerordentlich zu sein bedeutet nur die sich negativ oder privativ manifestierende Unmöglichkeit, etwas *X* unter allen Umständen und in allen Hinsichten (*kata pantos*) irgendetwas anderem *Y* zuzuordnen. Das ‚Außerordentliche‘ ist das, was zu allem, was sonst generell der Fall ist oder sein kann, nicht oder nicht ganz gehört. Einzigartigkeit aber meint nicht so viel wie das Fehlen jeder Zugehörigkeit zu Arten als Generalitäten. Gerade umgekehrt gibt es Begreifen von Einzigartigkeit nur da, wo sich etwas im Vorausgriff auf das Ganze aller möglichen generischen Bestimmungen positiv setzen lässt. Einzigartig zu sein heißt also strenggenommen, etwas *Genuines* im wörtlichen Sinne zu sein: seine eigene Art ausmachen.

38 Georges Canguilhem: „Du singulier et de la singularité en épistémologie biologique“, in: Ders.: *Études d'histoire et de philosophie des sciences*, Paris 1968, S. 211–225, hier S. 214 (eigene Übersetzung).

39 Vgl. ebd.

Das Einzigartige oder Genuine soll also eine ‚Art‘ von Gegenstand sein, der mehr ist als nur Gegenstand einer bestimmten Art im sonstigen Sinn. Das heißt aber genauso gut, dass es die Konstruktion eines Gegenstands abgeben soll zu einer Art von Begriff, der mehr und vor allem etwas anderes wäre und leistete als ein Begreifen durch Generalität. Noch *bevor* das Genuine als eine ‚Art‘ von Gegenstand auftreten kann, der nicht mehr einfach nur Gegenstand einer bestimmten, und sei es auch einer ‚außerordentlichen‘ Art wäre, muss es also eine Logik des Genuine, verstanden als Konzeption einer bestimmten Art von Begreifen, geben. Man könnte auch sagen, das Genuine ist die paradigmatische Art von Gegenständlichkeit zu einem Begriff von Begreifen, das sich durch eine operative Divergenz von der Logik der Generalität definiert. Und genau so müssen wir Canguilhem's Wendung *le concept d'un être sans concept* lesen: Was sich hinter dem Ausdruck *le singulier* bei Buffon ankündigt, das ist das ‚Konzept von einem Wesen ohne Begriff‘, also das Konzept von etwas zu Begreifendem und einem ihm zugehörigen Begreifen, das dem neuzeitlichen, auf den Elementarsinn von Allgemeinheit als Generalität gebrachten Begreifensmodell spottet und zur Revision dieses Modells zwingen soll. Und derartig zu begreifen – hier liegt die Parallele zu Baumgartens Begriffspaar von *essentia* und *natura* – wäre wohl nur unter einem nomologisch gewandelten Verständnis von Begrifflichkeit möglich.

Nun scheint es aber schon bei Buffon so zu sein, dass diese modernistische Rechnung von einem Wechsel von Zuständigkeiten von einem ‚alten‘ hinüber in ein ‚neues‘ Begreifensregister nicht ganz aufgeht. Das liegt nicht nur daran, dass – soll von ‚Singulärem‘ die Rede sein – der althergebrachte Ausdruck *espèce* sich nicht so ohne Weiteres ersetzen oder streichen lässt. Mehr noch zeigt es sich an einer anderen Vokabel, über die auch moderne Leser wie Canguilhem vielleicht zu selbstverständlich hinweglesen, zumal der Wortstamm – wohl kein stilistischer Zufall – hier in die grammatisch umständliche Form eines Adverbs gekippt ist: Die Rede ist von Buffons Formulierung, das Einzigartige sei von allen Arten *essentiellement* unterschieden. Was damit gemeint ist, aber in den Konsequenzen von Buffon selber wohl nicht ganz durchschaut wird, sollte jetzt erahnbar sein: Soll eine Logik des Genuine eine Logik im Unterschied zur Logik der Arten als Generalitäten sein, dann scheint sie das nur sein zu können, wenn sie sich von vornherein ein internes formales Kriterium der *Relevanz für die Sache* zugesteht. Das zugehörige Maß alles Sagbaren ist hier aber dann nicht mehr die Einheit einer bestimmten Substanz, sondern die unbestimmte Einheit eines möglichen Ganzen generischer Bestimmungen überhaupt – jene ‚Natur‘, von der Buffon erklärtermaßen mit dem Beispiel der Haus- und Wildschweine zeigen will, dass sie den formalen Koordinaten der linnéschen Systematik entgeht. Dass das Einzigartige *essentiellement* von allen Arten unterschieden ist, besagte nichts anderes als: von

Arten als Arten unterschieden nach dem *Modell* jenes alten minimalen logischen Verständnisses von Essenz, wie es oben bei Aristoteles ausgemacht wurde.

Dem ‚anti-essenzialistischen‘ Anspruch der Moderne auf die Wegerklärbarkeit der Logik der Gattungen zugunsten einer Logik von Gesetzmäßigkeiten hat das keinen Abbruch getan. Im Lichte solcher Gesetzmäßigkeiten werden dann generische Einheiten rückwirkend objektiviert in dem Maße, wie ihre – sei es essenzialistisch, sei es regelpoetisch aufgefasste – ‚Gegebenheit‘ zugleich reduzierbar werden soll. Gattung zu sein, das wäre, von einer Logik der Einzigartigkeit aus betrachtet, immer nur indirekter Ausdruck der Wirksamkeit eines Gattungen als solchen ‚logisch‘ übergeordneten Gesetzes. Eine Logik der Einzigartigkeit entwirft im logikgeschichtlichen Horizont der naturgeschichtlichen und poetologischen Epistemem um 1800 also nicht nur eine privilegierte Art von Gegenständigkeit; ihr kommt auch die Rolle zu, auf die Frage von *genreness* überhaupt hinzuweisen und diese dringlich zu machen.

LAWNESS (‚FORM‘)

Das ‚Einzigartige‘ oder ‚Genuine‘ hat sich damit als Paradigma im vollen Sinn – als Präfiguration von Methode wie als prädestinierter Gegenstand – für den mit dem Ausdruck *genreness* bezeichneten Fragenhorizont um 1800 empfohlen. Beide, die Rede vom Genuinen und die Frage nach *genreness*, stehen dabei im Zwielficht von generischem *und* nomologischem Begriffsmodell und gewinnen von dort aus ihre Anziehungskraft. Was nämlich bei der Frage nach *genreness* gefragt ist, das ist das Modell eines Begreifens, in dem das Fraglich- und Hinfälligwerden von Gattungsgrenzen zum Ausdruck einer Gesetzmäßigkeit kippen kann, die, ohne auf das alte generische Begreifensmodell vollends abbildbar zu sein, dennoch den Widerschein einer Konsistenz hat, die vormalig der Aristotelischen Idee substanzieller Einheit vorbehalten war. Nur dass es sich nun im Unterschied zum Aristotelischen Definiens (*horismós*) um eine Art von Begriff handeln soll, der umso besser das begriffe, dessen Begriff er ist, als er dieses nicht aufgrund seiner selbst in Gänze, sondern vielmehr nur von einem Ganzen der Möglichkeit aller Begriffe als Gattungsbegriffen her begreifen würde.

Werner Michler hat kürzlich die hierin beschlossene, großangelegte Umstellung im ‚genologischen‘ Dispositiv der sogenannten Goethezeit als eine „Substanzialisierung“ oder „Essentialisierung“ der literarischen Gattungen beschrieben.⁴⁰

40 Vgl. Werner Michler: *Kulturen der Gattung. Poetik im Kontext, 1750–1950*, Göttingen 2015, S. 84ff., 416f.

Mit Blick auf die hier skizzierten begrifflichen Unterscheidungen erscheint es vielleicht treffender, von der *Verabsolutierung* der literarischen Gattungen zu sprechen, wenn wir die Absolutsetzung von etwas als Effekt seiner Rückführung auf ein in seiner Einzigkeit sich bewährendes Ganzes, also auf Totalität, verstehen wollen. Zwei Züge kommen hier zum Vorschein.

Den einen Zug könnte man einen logisch-formalen nennen. Verabsolutierung der Gattungen heißt hier: Die logische Figur des Genuinen hat als formale Kehrseite die strukturelle Idee von der *möglichen Einzigkeit irgendeiner* generischen Ordnung, im Unterschied zu der sowohl Linné als auch Gottsched noch umtreibenden Idee von der *einen, bestimmten* Klassifikation, welche, wenn aufgestellt, die *einzig richtige* wäre. Mit einer solchen Nuance hat sich dann allerdings nichts anderes als eine funktionale Umbesetzung des minimalen logischen Kerns von Aristoteles' Essenzkonzept in den Kompetenzbereich eines nomologisch formatierten Begreifens vollzogen. Universalität – bei Aristoteles metaphysisch das Gegenstück zur primitiven Einheit von Substanzen und logisch das Gegenstück zu begrifflicher Einheit – wird zum Vorteil des in das nomologische Modell eingebauten Holismus umgedeutet. Was sich auf einzigartige Weise, *vom Ganzen einer Gemeinschaft des Partikularen her*, und nicht mehr, wie bei Aristoteles, *einzig von einer jeweiligen Art in Gänze*, sagen lässt, das bezeugte die Integrität *einer* Welt, *einer* Natur oder *eines* Lebens. Und nur eine solche bzw. ein solches wäre fähig, die Möglichkeit einer überbordenden Vielheit und Instabilität konkreter Klassifikationen tolerierbar, theoretisch und praktisch handhabbar zu machen. Batteux konnte es noch als Provokation gegen den Anspruch einer jeden Poetik als *scientia artium* sehen, dass „die Epopöen, die Tragödien, die Komödien eine von der andern so sehr unterschieden“ scheinen, „daß einerley Gattung bisweilen nichts mehr, als den bloßen Namen, mit einander gemein hat“⁴¹. Im Modus eines Begreifens von Einzigartigkeit aber scheint die eigentümliche Integrität des Ganzen einer Welt wider, gegenüber der das nicht mehr ein Skandalon darstellt, sondern vielmehr ein formales Korrelat geworden ist. In diesem Sinn schreibt beispielsweise Adorno in einem kleinen Prosastück mit dem Titel *Klassifikation*:

Was vielen Einzelnen gemeinsam ist, [...] braucht noch lange nicht stabiler, ewiger, tiefer zu sein als das Besondere. Die Skala der Gattungen ist nicht zugleich die der Bedeutsamkeit. Das war gerade der Irrtum der Eleaten und aller, die ihnen folgten, Platon und Aristoteles voran. – Die Welt ist einmalig. [...] Klassifikation ist Bedingung von Erkenntnis, nicht sie selbst, und Erkenntnis löst die Klassifikation wiederum auf.⁴²

41 Charles Batteux: *Einleitung in die Schönen Wissenschaften*, Bd. II, Leipzig 1769, S. 5f.

42 Theodor W. Adorno: „Klassifikation“, in: Ders.: *Gesammelte Schriften*, hg. v. Rolf Tiedemann, Bd. 3, Frankfurt a. M. 1986, S. 249.

Prägnanter kann man die moderne Idee der Einzigkeit irgendeiner generischen Ordnung (,die Welt‘), die sich gerade im Modus einer Resistenz gegenüber jeweils bestimmten Klassifikationsansprüchen (,Skala der Gattungen‘), dann in Gestalt eines Gesetzes, zu erkennen geben soll (hier: das der ‚Auflösung‘ klassifikatorisch-begrifflicher Identifikation in jeder echten ‚Erkenntnis‘ des ‚Besonderen‘), wohl nicht fassen.

Das Zweite ist eine gleichsam logisch-semantiche Volte und setzt an bei Batteux’ Sorge, an der Rede von literarischen Gattungen könnte vielleicht nicht mehr dran sein als bloße Namenhaftigkeit. Sicherlich macht es einen spezifisch modernen Umgang mit den Gattungen aus, auch aus dieser Not eine Tugend zu machen. Und doch ist ein solcher Umgang weit entfernt von einem glatten wie kurzsichtigen Nominalismus. Die komplexere Situation besteht hier darin, dass das Postulat der Reduzierbarkeit von Gattungen (in ihrem normativen, regelpoetischen Verstande) auf eine Logik von Gesetzen die Rede von Gattungen und Arten nicht einfach erledigt. Diese Reduktion konnte nämlich, wenn ich bei Buffon richtig liege, nicht zustande kommen ohne das implizite Zugeständnis an ein Modell von Begreifen als Begreifen *kath’ hólou*. Und darin liegt dann auch eine zweite Umbesetzung: die des Aristotelischen Verständnisses vom definitiven Begriff oder Term (*horismós logós*) als sachlich ‚primärer‘, gänzlicher Ansprache des Gegenstandes.

Das heißt nicht, wie Michler meint, dass Gattungsnamen und ihre berühmten Adjektivierungen bei Friedrich Schlegel und Goethe nun für die Idee eines substantiellen Seins literarischer Gattungen stehen würden. Eher müsste man sagen, dass sie *als* Namen eine gewisse Eigenständigkeit gewinnen, und zwar einerseits gegenüber der normativen Logik der Arten als Generalitäten, der sie von Haus aus neuzeitlich korrespondieren, andererseits aber auch gegenüber deren moderner ‚Aufhebung‘ in einer Logik der Gesetze. Basal betrachtet hieße das wohl nur, dass man auch weiterhin – unter den gewandelten Sagbarkeitsbedingungen moderner Literaturtheorie – nicht ohne Gattungsnamen auskommt. Dass die Rede von Gattungen sich nicht tilgen lässt und immer wieder aufs Neue relevant werden kann, so als gäbe es eine überhistorische Relevanz oder zumindest eine anhaltende praktikable Wirksamkeit generischen Unterscheidens, wird dadurch aber nicht bewiesen. Genauso gut könnte es sich nämlich, zugespitzt betrachtet, auch um eine um 1800 einsetzende und bis heute anhaltende Umbesetzung eines Aristotelischen Modells terminologisch-sprachlicher Einheit in eine prekäre Sprachsituation⁴³ handeln, für die, zumindest im deutschen Sprachraum, das Wort ‚Moderne‘ reserviert worden ist: Gattungsnamen sind dann in dem spezifisch modernen

43 Vgl. zu diesem Ausdruck Hans Blumenberg: „Sprachsituation und immanente Poetik“, in: *Schriften* (wie Anm. 11), S. 120–135, hier S. 131.

Grundsinn weder bloße Namen noch sprachliche Embleme eines substanziellen Seins von Literatur. Sind beide Umbesetzungen etabliert, dann ist es vielmehr möglich, mit ‚Roman‘ oder ‚Novelle‘ weniger Gattungen im regelpoetischen Verstande anzusprechen und mehr – wie es jetzt bevorzugt heißt – ‚Formen‘, die dann funktional stehen können für einen Horizont von Befragbarkeiten in Hinblick auf Gattungsein überhaupt. Nur unter diesen Voraussetzungen, könnte man versucht sein zu sagen, konnte der Roman bei Schlegel in einem theoretisch anspruchsvollen Sinne zu einem „Gegenwort zu Poetik [und] Gattungen“⁴⁴ werden.

Bezieht man dies zurück auf Aristoteles’ Gründungsschrift, so ergibt sich schließlich ein überraschender Chiasmus: Hatte sich die Poetik von Anfang an durch die *eide poiētikēs* als paradigmatischen Gegenstand definiert⁴⁵, so treten diese Programme jetzt mit dem Anspruch und Selbstverständnis auf, ‚Metapoetik‘⁴⁶ zu betreiben. In dieser Paradigmenüberformung scheint die eine mögliche Übersetzung von Aristoteles’ Wendung – ‚Arten der Dichtung‘ – gegen die andere – ‚Formen der Dichtung‘ – analog zum Registerwechsel der Begreifensmodelle ausgespielt. Metapoetik machen diese Programme dann in einem doppelten Wort-sinn: Zum einen schießen sie über die bisherige Poetik hinaus und kommen ihr zuvor in der Konstruktion ihres Gegenstands; schließlich geht es erstmals nicht um Dichtarten oder ein Grundprinzip zu deren Einteilung, sondern überhaupt erst um einen „Begriff von Dichtart“, zu dem es dann im Prinzip auch nur eine „einzige[] Theorie“ geben sollte.⁴⁷ Zum anderen wird damit die Poetik selber in ihrer überkommenen Gestalt einer Untersuchung (*mēthodos*⁴⁸) von mehr oder weniger in einer *historia* schon disponierten Gattungen tiefergelegt. Diese Programme – als Theorien der *Formen* von Literatur überhaupt – wären dann das, was Poetik

44 Rüdiger Campe: „Das Argument der Form in Schlegels ‚Gespräch über die Poesie‘“, in: *Merkur* 68 (2014), S. 110–121, hier S. 118 (eigene Hervorhebung und Ergänzung, SF).

45 Vgl. den ersten Satz der *Poetik. Poet.* 1, 1447a8.

46 ‚Metapoetik‘ – das macht den Ausdruck hier anachronistisch – ist ein 1763 von Thomas Abbt geprägtes Modewort, das sich während der ersten Jahrzehnte der Rezeption als Nenner für das in den *Meditationes* in Aussicht gestellte Programm von Baumgartens *Aesthetica* etabliert, dann aber, so schnell wie das Programm selber, unter dem Eindruck von Kants Anverwandlung ‚ästhetischer‘ Fragestellungen im Register der Transzendentalphilosophie im Vergleich zum Neologismus ‚Ästhetik‘ terminologisch überholt erscheinen wird.

47 Friedrich Schlegel: [62. Lyceums-Fragment], in: Ders.: *Kritische Ausgabe seiner Werke*, hg. v. Ernst Behler, München 1958ff., Bd. 2, S. 154 (eigene Hervorhebung, SF).

48 *Poet.* 1, 1447a12.

immer schon sein wollte, aber – als Untersuchung von *Dichtarten* – bisher nicht gewesen sein konnte.

Ob dieser Anspruch so einzulösen gewesen ist oder nicht, spielt hier eine untergeordnete Rolle. Gezeigt werden sollte nur, dass eine begriffliche Nuance, wie sie in Goethes Unterscheidung von „Dichtarten“ gegenüber „Naturformen der Dichtung“ als „Dichtweisen“ zum Vorschein kommt, offen für eine bestimmte Historisierung ist.⁴⁹ Es ist der zwischen einem generischen und einem nomologischen Modell von Begreifen sich abspielende Aushandlungsprozess, der wenigstens *eine* der historischen Bedingungen dafür darstellt, eine von nun an bestimmende Unterscheidung treffen zu können: die zwischen einer von nun an tendenziell überkommenen Art des Unterscheidens, das bloß generische Einheiten ordnen, das heißt ‚klassifizieren‘ wollte, und einer anderen Art des Unterscheidens, welches auf dem Niveau einer über die Poetik hinausgehenden und ihr zuvorkommenden Theorie spielt – einer Theorie, welche darauf aus ist zu verstehen, was das *Gattungsein* von etwas allererst ausmacht, damit aber dieses im selben Zug auch auf das *Gattungsein alles anderen* reduzierbar macht. Die sowohl bei Goethe als auch bei Schlegel zentrale Vokabel der ‚Form‘ steht hier weniger für ein entscheidend neues Schlüsselkonzept, das einen ‚regelpoetischen‘ oder ‚essenzialistischen‘, in jedem Fall aber einen starren Vorbegriff von Dichtarten ablösen würde. Man muss ‚Form‘ hier eher wie ein Wort lesen, das – wie ein Platonisch-Aristotelisches Paläonym – dort wieder auf der Hand liegen kann, wo zwei neuzeitliche Modelle von Begrifflichkeit – Begriff als Gattung im neuzeitlichen Sinn einer Generalität und Begriff als Gesetz – aufeinandertreffen und darin die praktischen Grenzen ihrer formalen Befragbarkeit offenlegen. Der von diesem historischen Grundbestand ausgehende, bis heute hoch im Kurs stehende Begriff der Form überdeckt diesen Sachverhalt vielleicht mehr, als dass er ihn kompensatorisch aufgefangen oder geschichtlich erledigt hätte.

49 Johann Wolfgang von Goethe: „Naturformen der Dichtung“, in: Ders.: *Poetische Werke* (wie Anm. 1), Bd. III, S. 232–234, hier S. 232f.